Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 2. 10. 1938 | Nr. 40

Auch wenn du nicht Bauer bist ...

Gedanken zum Erntedankfest.

Es ist heute dem Städter, den tausend Dinge seines hastenden Alltags immerzu und unaufhörlich bestürmen, nicht mehr möglich, den Festtag des Bauern zu übersehen: das Erntedankfest! Wird doch heute jeder unter uns von den Sturmzeichen der Zeit wachgerüttelt und weiß manches um Mühsal, Notwendigkeit und Schicksal, die zwischen dem Körnlein Saat und seiner Ernte liegen.

Dankbar sprechen wir alle an diesem Tag von Ernte, doch wenig von all den geheimen und untergründigen Kräften, die im Korn verschlossen liegen. Ein zarter, schwacher Keim nur, stößt dieses Samenkorn, getrieben von übermächtigem Verlangen, durch schweres Erdreich, holt sich aus der Scholle die Kraft zum Wurzeln und nimmt mit Regen, Sturm, glühender Sonne und Frost den Kampf auf.

Saat und Ernte, Keim und Frucht sind Symbole unseres eigenen Lebens, und es ist wohl der Mühe wert, am Erntedankfest dieser tiefsten Geheimnisse zu gedenken, um daraus Kraft zu gewinnen für unsere eigene Mühsal.

Vom Samenkorn bis zur Ähre waltet ein Gesetz des inneren Wachstums, des Widerstandes gegen alle Kräfte der Vernichtung, der Pflicht zum Reifen und zur Frucht. Aus der lastenden Scholle bricht die Kraft der Befreiung und des Widerstandes, des Verlangens nach Licht und Raum. Und aus dem einen wird vielfältige Frucht — Sinnbild für den Einzelmenschen wie für die Völker.

Über allem Reifen waltet das gleiche Gesetz. Mensch und Samenkorn sind ihm gleichermaßen untertan. Und dieses Wissen gibt uns, in erster Weise durchdacht, einen Haltepunkt, einen sicheren und unzerstörbaren Hort inmitten allen Vernichtungstaumels und aller Wendekrisen, in denen sich heute die Völker befinden.

Wie wir das Samenkorn nach der Aussaat sich selber überlassen, auf die unsichtbaren Kräfte der Selbstbehauptung, des Gedeihens und des Wachstums vertrauen, so birgt auch der Mensch in seinem innersten Wesen einen Kern, der sich allen äußeren Zugriffen entzieht. Es ist das unbegreifliche Geheimnis des Lebens selbst, das uns zu Ehrfurcht und Dankbarkeit zwingt. Wir tragen gleich dem Korn ein Gesetz des Schicksals in uns! Es zwingt uns, ähnlich der Pflanze zu heimlichem Reifen, trägt uns durch alle Widerstände hindurch, festigt und härtet uns und fordert uns eines Tages unabweisbar die Frucht unseres Lebens und Schaffens ab!

So sind wir alle Träger des Lebendigen und daher zutiefst mit unserem Heimatboden verbunden gleich der Ähre im wogenden Kornfeld. Durch diese Gemeinschaft aber wächst die Fülle der Ernte! Was unsere Reife fördert, ist Anspruchslosigkeit und Unabhängigkeit von allem Äußerlichen. Aber auch die Blüte ist eine Vorbedingung der Frucht! Sie mahnt uns: Laßt die Herzen nicht verkümmern und den Geist nicht hungern. Eine schale oder taube Frucht wäre die Folge!

Alle Schicksalsschwere aber, die uns eines Tages zum großen Erntedankfest führt, verbürgt letzten Endes trotz aller Härte und aller Stürme nur ein schnelleres und tieferes Reifen.

Was wir brauchen, sind Geduld, Gehorsam und Vertrauen gegenüber diesem großen, unsichtbaren Gesetz des Lebens. Wir alle benötigen sie, um selber Frucht zu werden.

Herbert A. Löhlein.

Hans Schmodde / Brot ist heilig!

Einmal in jedem Jahr hält jeder Mensch das erste Brot aus einer neuen Ernte in seiner Hand. Kann sein, er weiß das gar nicht. E denkt vielleicht: Es ist ein Brot wie alle andern Brote, die vier und einen halben Groschen kosten. Vielleicht sagt er an diesem Tage eben: „Ach Brot und immer Brot! Ich möchte endlich etwas anderes haben." Vielleicht auch nimmt er ganz gedankenlos, was auf dem Tisch liegt.

Das ist nicht anders. Des Städters Ernte richtet sich nicht nach Saat und Ernte und nach den Gezeiten; die Früchte seiner Arbeit fallen mit dem Kalenderblatt. Sie klingen manchmal silbern wie Metall; und manchmal rascheln sie und knistern wie Papier — ich will nicht weiter davon reden. So ist auch meine Ernte nämlich, seit ich in Städten wohne. Und, wenn ich alles recht bedenke, ist keine Ernte schlecht — auch wenn sie noch so mager sei —, falls sie die Frucht aus einer Arbeit ist.

Man lege keinen Maßstab an: So groß ist diese Scheuer und so klein ist jene. In meiner Heimat kenne ich so manchen Hof, der hat nicht mehr als sieben Morgen Land, ein Pferd vielleicht, vielleicht nur eine Kuh. Und sieben Menschen leben dort zufrieden, weil sie geerntet haben, was sie brauchen. Und Höfe gibt es siebzigmal so groß, die ernten nicht soviel wie sie verzehren; da leben zwei, drei Menschen — bescheiden, meine ich, nicht etwa anspruchsvoll — und schlagen sich nur mühsam durchs Leben.

Das macht: Der kleine Hof, von dem ich sprach, hat guten Boden in der Niederung und erntet Obst und Korn und Heu aus Gottes Garten. Der andere Hof, an den ich denke, ist lauter Sand und Steine; da sät man manchmal neunzig Pfund Getreide auf jeden Morgen und erntet nicht die Hälfte aus dem Land.

Gewiß, die Gegensätze sind wohl groß. Dazwischen aber, meine ich, erfüllt sich unser Leben, ob wir nun Bauern oder Städter sind.

Vor vielen Jahren — und während ich das sage, will es mir scheinen, als sei es nur so viele Wochen her — ging ich mit meinem Vater übers Feld. Das Korn stand hoch, ich konnte nicht darüber sehen. Ich dachte: Ach, hier ist es gut, zu Hause.

Mein Vater schwieg. Manchmal griff er nach einem Halm, und manchmal brach er eine Ähre ab. Er rieb die Ähre in der Hand und zählte dann die Körner, die da lagen. Nicht wahr? Ich weiß das so genau, weil ich den Griff und die Bewegung noch oft von ihm gesehen habe, als ich schon größer war. Doch damals eben sah ich alles zum allererstenmal. Ich fragte ihn: „Was machst du da?" — „Ich zähle meine Ähren", sagte er. Und er war traurig.

Dann später saßen wir am Wassergang. Dort stand ein Weidenbaum. Ich kann mich nicht entsinnen, was ich tat und dachte, bevor mein Vater an zu reden fing. Er blickte irgendwo an mir vorbei — kann sein, er blickte auch durch mich hindurch — aufs Feld und sagte: „Du sollst es besser haben!"

Ich habe damals nichts davon verstanden, wie Männer fühlen, wenn sie Väter sind. Ich habe viele Jahre lang gedacht, mein Vater wünschte nicht, daß ich ein Bauer würde. Nun heute, da ich selber Vater bin — und bin kein Bauer mehr, wie meine Väter waren —, nun, heute weiß ich wohl, wie es gemeint gewesen ist: Die Worte damals zielten nicht auf den Beruf. Sie zielten auf die Ernte.

Die Ernte, ja, die gute Ernte. Man wünscht sich manchmal, daß sie leichter sei. Mein Vater — ganz gewiß — hat oft Verzicht geleistet, damit die Kinder nicht Verzicht zu leisten brauchten.

Ich sehe ihn — in der Erinnerung — stets auf dem Feld.

Ich sehe ihn den Acker pflügen. Er hat es lange nicht getan, und niemals, als ich Kind war; nein, später erst, als ich von Hause fortging und Geld verbrauchte. Ich sehe ihn die Saat bestellen oh, mit guten Händen. Mit seinen guten, großen, schweren Händen sehe ich ihn mähen, ich weiß noch: einmal mit der Sense. Ich sehe ihn dann auf der Mähmaschine. Ich sehe ihn mit einer Forke in der Hand, wie er die Garben stakt. Und endlich sehe ich ihn, wenn gedroschen wird.

Er läßt das Korn durch seine Finger rinnen, einmal und immer wieder als wollte er es wiegen. Er hält es prüfend vor die Augen, er fühlt es, und er riecht daran; er hört es in die Säcke rauschen, so wie er es im Wind hat rauschen hören. Und endlich führt er seine Hand auch an die Lippen und schmeckt, was heute Korn — und morgen Mehl und Teig — für unser Brot bestimmt ist. Da hat er es mit allen Sinnen aufgenommen.

„Du sollst es besser haben, Kind, als ich es hatte!" — Wenn du dies heute einmal wiederholen wolltest, Vater, ich weiß wohl, was ich dir zur Antwort gäbe: Ich möchte dreißig Jahre später, wenn ich so alt geworden bin, wie du es bist (du bist nicht alt) — ich möchte dreißig Jahre später mit allen meinen Ernten nur eben solche Ehre vor meinem Acker haben, wie du sie dir erworben hast."

Nun will ich, liebe Eltern, indem ich an euch denke, ein Brot zerteilen, irgendeins. Ich weiß, ja ja, zu Hause ist es anders. Da tragt ihr feierlich das erste Brot des neuen Jahres auf den Tisch. Es ist aus euerm Korn, von euerm Acker und in der Wärme eurer Liebe gebacken. Und ihr eßt es in Andacht.

Ich will es heute auch in Andacht essen, ein Brot, irgendeins, das soll mein erstes aus der neuen Ernte sein. Es ist ein Brot wie alle andern Brote.

Erntedank / Von Wolfgang Zenker.

Kein Land so schön in aller Welt
Als dies, da Gott uns hingestellt,
Auf daß wir unsre Hände regen
Und ringen um der Erde Segen.
Kein Tag so froh im ganzen Jahr,
Als da, was Keim und Hoffnung war,

In reicher Ernte heimgebracht.
Wir beugen dankbar uns der Macht,
Die über Mensch und Feld und Baum
Und über jeder Frucht und Ähre
So waltet, daß im engen Raum
Die Heimat ihre Kinder nähre.

Landwehrmann Tanaka.

Ein Bild von der japanischen Eisenbahnfront in China.

Von unserem Ostasien-Korrespondenten Erich Wilberg.

Zeigt schon in Friedenszeiten des Menschen Leben Widersprüche, — ein unerschöpflich Füllhorn scheints zu sein, wenn Mars, der Kriegsgott das Zepter führt. War doch von Anbeginn sein Antlitz doppelgesichtig.

Liegt da „weit hinten" in der Provinz Schansi oder in der Mongolei eine kleine Bahnstation: ein steinernes Gebäude, von Stacheldrahtzäunen und Sandsackwehren umgeben, dahinter einige Grabenstücke ausgehoben und auf dem Dach ein Postenstand, ein Auslug, mit einer Glocke. Diese Befestigung und Sicherung kehrt immer wieder, und wenn man fragt, wieviel japanische Soldaten an diesen Plätzen Bahnschutz ausüben, erhält man zur Antwort: 1 Unteroffizier und 10—12 Mann! Das ist so erstaunlich, daß man kaum noch weiter fragt. Besonders auf europäische Verhältnisse übertragen. Aber das soll man nicht tun, denn wir befinden uns in Asien.

Auf einer solchen Station steht der ehrenwerte Landwehrmann Tanaka. Wenn er an die Kameraden denkt, mit denen er ausrückte, werden sie stets weniger, die er hin und wieder trifft, wenn ihn ein Tagesurlaub zum nächstgrößeren Ort führt. Manche sind in Gefechten gefallen, manche Opfer der nächtlichen Überfälle chinesischer Freischärler geworden, andere schieden als Kranke aus. Er steht für den Tenno, seinen kaiserlichen Herrn, länger als ein halbes Jahr bereits auf diesem fernen Posten und ist stolz auf seinen Dienst, die Uniform, die Armee, der er angehört, und die gute Behandlung und Verpflegung. Wenn jedoch von Frau und Kindern Briefpost aus Hiroshima eintrifft, blutet sein Herz. Denn Tanaka-San ist ein unverbildeter, ein einfacher anständiger Mann, der weiß, daß seine Frau nicht weniger tapfer sein muß und außerdem noch für die Kinder zu sorgen hat. Nie wird ihn eine Klage aus den Briefen anwehen, aber er fühlt den verhaltenen Schmerz, sieht um sich die schluchtenreichen Berge, kein freundlich-klares Wasser, keine blühenden Bäume und Büsche: feindliches Land, uferlos wie das Meer. Alles erscheint ihm ohne Maßen in China. Das mag vielleicht einem Teil der japanischen Jugend schmecken, denkt der Landwehrmann, aber wie fremd und unfroh wirken die Züge der Landschaft, die Linien und Farben, die Nächte und Tage, drei Sonnenaufgänge von der Küste entfernt.

Das Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett über die Schulter gehängt, geht er auf dem Bahnsteig auf und ab, wenn ein Zug eingelaufen ist. Die einzige Abwechslung im gleichmäßigen Ablauf des Wachdienstes; es sei denn, daß nachts scharf geschossen werden muß, um sich angriffslustiger Banden zu erwehren, die einen natürlichen Rückhalt bei der Bevölkerung, an jeder Hütte, jedem Hofe haben. Wer kann durch die Lehmwälle blicken, wer in die Herzen der sich vor den japanischen Posten nach Abnahme der Kopfbedeckung leicht verneigenden Chinesen? In das Dorf, zwei Kilometer hinter der Station, gehen die Wachsoldaten nur am Tage. Zum kaufen gibt es ohnehin nichts rechtes. Und ein Badehaus, ein chinesisches Theater sind nicht da. Also wartet der Landwehrmann geduldig auf den Urlaubstag.

Mit der Bahn fährt Tanaka-San bis zur nächstgelegenen Stadt. Er setzt sich in den Speisewagen, ißt und raucht Spear-Zigaretten zum Bier. Ihm gegenüber hat es sich ein kleiner Kaufmann aus Osaka bequem gemacht, der schon einige Jahre sein Glück in der Mandschurei zu begründen versuchte, ohne dabei mehr als sein Leben zu fristen. Nun erzählt er von seinen Plänen in Nordchina. Ganz groß, ein neuer Mitsubishi, denkt Tanaka-San, wenn nur die Chinesen nicht anders wären, als sie sich der Begeisterte vorstellt bezw. wünscht. Aber er ist zu höflich, seine Bedenken zu äußern. Der Zug hält, er verneigt sich und steigt aus. Da ist nun die Stadt mit richtigen Läden und schönen Auslagen. Mehr japanische Waren, als er das letzte Mal vor einem Monat hier war. Und neue Restaurants und Cafés. Dort kann man sich bei Bier und Musik mit den Nesangs, den Bedienungsmädchen, unterhalten. Beinahe wie zu Hause. Der Waffenrock wird ausgezogen, denn Bequemlichkeit ist eine Vorbedingung des Genusses, und der bärtige Landwehrmann hört dem Geplapper zu, erfährt kleine Neuigkeiten und vernimmt das leise Anklingen von Heimweh, das die jungen Mädchen in der Fremde befallen hat und angesichts des drohenden langen und harten Winters nicht mehr losläßt. Ach, welcher Soldat flucht nicht einmal, daß . . .! — da gehört noch eine Flasche Asahi-Bier auf den Tisch, bis der künstliche Blumenschmuck, der den Raum des Lokals bunt ausfüllt, echt zu sein vorgibt, so echt und wirklich wie das Gesicht des Kameraden Shiba, der plötzlich vor Tanaka-San aufgetaucht ist. Ehe jener krank wurde, gehörte er seiner Korporalschaft an. Jetzt schiebt er hier Wache am Stadttor.

Was weiß Shiba-San nicht alles zu erzählen! Er sieht und hört soviel mehr in dieser großen Stadt, wo das Leben nicht so gefährlich scheint, wo man lustig sein kann, und Mädchen darauf warten, den Soldaten die Einsamkeit

Ja, so ist jedes Brot ein göttliches Geschenk.

Und noch, bevor ich davon esse, will ich danken. Ich danke, Vater, dir: Du hast für mich gesät. Ich danke, liebe Mutter: Du hast für mich gebacken.

Nun, Kinder, nehmt! Das Brot ist heilig. Man muß es heute einmal trocken essen.

Nehmt, Kinder, nehmt! Wir — eure Eltern — haben es verdient. Es ist das erste Brot der neuen Ernte.

Vor 125 Jahren

Eleonore Prochaska.

Heldentod einer deutschen Freiheitskämpferin.

In den ersten Oktobertagen jährt sich zum 125. Male der Heldentod der tapferen deutschen Freiheitskämpferin *Eleonore Prochaska*.

Vor 125 Jahren kämpfte Preußen seinen gewaltigen Freiheitskampf. Wie stark das nationale Erleben der Jahre 1807—1815 alle Herzen zum letzten Einsatz mitriß, beweist nichts stärker als die Tatsache, daß auch Frauen zu den Waffen griffen. Eine von ihnen war die junge *Eleonore Prochaska*, die am 11. März 1785 in *Potsdam* als *Tochter eines Unteroffiziers* geboren und im *Potsdamer Militärwaisenhaus* erzogen worden war. Als 1813 das preußische Volk zu den Waffen eilte, stand Eleonore Prochaska als *Köchin* in Diensten. Der Wille, aktiv an diesem ungeheuren Aufstande ihres Volkes teilzunehmen, war so stark in ihr, daß sie nicht rastete noch ruhte, bis es ihr gelungen war, *unerkannt unter dem Namen August Renz als Jäger in das Lützowsche Freikorps einzutreten.* Ihr hoher, schlanker Wuchs und ihr trotzdem kräftiger Gliederbau trugen dazu bei, daß niemand an ihrem männlichen Geschlecht zweifelte und sie unbehelligt in die Reihen der Soldaten trat.

Das *Lützowsche Freikorps*, das *Adolf Freiherr von Lützow* ins Leben gerufen hatte und das aus nichtpreußischen Freiwilligen bestand, zog damals in ganz besonderem Maße die begeisterten jungen Patrioten an. Hatten doch die „Lützower" eine ganze Reihe wohlbekannter Namen in ihren Reihen aufzuweisen, wie *Theodor Körner*, *Jahn*, *Friesen* und zahlreiche Studenten. 1813 fiel dem Lützowschen Freikorps die Aufgabe zu, im Rücken des Feindes einen Kleinkrieg zu führen. Im Frühjahrfeldzuge wurde das Korps bei *Kitzen* in der Nähe von Leipzig fast aufgerieben. Später, während des Waffenstillstandes, wurde es neu organisiert und im Herbstfeldzug 1813 zuerst dem Korps des Grafen Wallmoden, dann dem des russischen Grafen Woronzow, zuletzt dem des Generals Bülow an der unteren Elbe beigegeben.

Durch nichts fiel der *Jäger Renz*, der sich den Eintritt in das Freikorps beinahe erzwungen hatte, besonders auf, es sei denn, daß er sich in der Erfüllung seiner militärischen Pflichten ganz besonders auszeichnete und durch eiserne Gewissenhaftigkeit bekannt war. Damals war Eleonore Prochaska 28 Jahre alt — nicht einer von ihren Kameraden oder Vorgesetzten kam auf den Gedanken, daß in der Jägeruniform ein für die Freiheit begeistertes Mädchenherz schlagen könnte!

Dann kam der *16. September 1813*, der Tag, der dem Lützowschen Freikorps das *siegreiche Gefecht an der Göhrde* bringen sollte, der aber auch für den jungen tapferen Jäger Renz die *tödliche Kugel* bereithielt. Das Treffen an der Göhrde wurde von den Franzosen verloren. Den Lützowern stand der französische General Pecheux mit 60 000 Mann gegenüber, doch waren die Lützower ihm sowohl an Reiterei wie an Geschützen bedeutend überlegen. Freilich ging dieser Tag auch für sie nicht ohne schwere Verluste vorüber, und nur der letzte aufopfernde Einsatz aller ermöglichte den Sieg.

Der Jäger Renz hatte inmitten des Schlachtgetümmels einem gefallenen französischen Tambour *die Trommel entrissen und schlug fortgesetzt zur Attacke*, bis ihm plötzlich eine Kartätsche den linken Oberschenkel zertrümmerte und er mit dem Schmerze ringend zu Boden sank. Der Schlachtbericht über das Treffen an der Göhrde sagt aus, daß der Jäger Renz sich nachdrücklich sträubte, vom Schlachtfeld getragen zu werden, ehe nicht die leichter verwundeten Kameraden in Sicherheit gebracht waren, die, wie er sagte, noch zu retten seien! Stunden später, als schließlich die Sanitäter den schwerverletzten Jäger zum Feldlazarett trugen und sich ein Offizier über ihn beugte, entrangen sich dem blassen Munde der jungen Heldin die historisch gewordenen Worte: „*Herr Leutnant — ich bin ein Mädchen!*"

Noch kurze Zeit kämpfte Eleonore Prochaska gegen die tödliche Verwundung an. Man brachte sie nach *Danneberg*, wo sie *am 5. Oktober 1813 starb* — so tapfer, wie sie in die Schlacht gezogen war. Aus ihrer Soldatenzeit sind verschiedene Briefe erhalten, die sie an ihren Bruder richtete und die von ihrem *unerschütterlichen Glauben an den Sieg* sprechen. Fünfzig Jahre nach ihrem Tode, 1863, wurde ihr in Danneberg, 1889 auch in Potsdam ein Denkmal errichtet.

Zum 125. Male jährt sich der Tag, an dem *Eleonore Prochaska* die Augen schloß, *ein deutsches Heldenmädchen*, das in der Geschichte des deutschen Volkes für immer lebendig bleiben wird.

Erntepsalm

Lobet die Tage der reifenden köstlichen Saaten!
Lobet den brennenden Sommer im trächtigen Land!
Lobet den Himmel, er lässet voll Gnaden geraten
alles Gewerke der schaffenden Hand.

Lobet die Sonne und rühmt ihr gewaltiges Kreisen!
Lobet den Regen, an dem sich die Erde betrank!
Lobet des Windes erhabene, ewige Weisen, -
sprechet der reifenden Stille den Dank!

Liebet die Erde in ihren gesegneten Tagen,
Äcker und Gärten, der Wälder erlösende Pracht,
Garben und Bäume, geneigt im verschenkenden Tragen,
preiset das Leben, das göttliche Wunder vollbracht!

Alles, was Odem hat, lobe das ewige Reifen
und auch den Menschen, der gläubig das Seine getan!
Lobet den Bauer, er lehrt euch das Leben begreifen,
gläubig zu gehn seine schöne beschwerliche Bahn!

Artur Max Luckdorff.

Gustav Frenssen:

Nun kam Einer!

Friedrich der Große reitet durch Deutschland.

Wir bringen im Folgenden einen kurzen Auszug aus *Gustav Frenssens* neuestem Buch „*Der Weg unseres Volkes*", das in diesen Tagen bei der G. Groteschen Verlagsbuchhandlung in Berlin, erscheint. Hier ist deutsche Geschichte auf niedersächsische Art in moderner Chronikform erzählt, knapp, knorrig und mit sparsamen Worten. Ein Werk, von dem Freunde und Gegner gleichermaßen lernen können.

Um 1720 waren Frankreich und England schon lange Nationalstaaten, einige Völker, die, wenn redlich regiert, in Kraft und Macht strotzen konnten. In Deutschland aber stand es so:

Der Kaiser hatte, neben seiner Hausmacht Österreich und Böhmen, noch Ungarn, Oberitalien, Teile Badens und Teile Belgiens. Und hatte um alle diese Außenländer, die alle Grenzländer waren, viel mehr Sorge als um das Deutsche Reich. So saß er mit seinem Geist und Willen nicht mitten in Deutschland. Ja, er kannte den Begriff Deutschland und deutsches Volk gar nicht mehr. Der Kurfürst von Bayern sorgte immer um seine bayrische Hausmacht, das deutsche Volk kümmerte ihn nicht. Der Kurfürst in Köln, der Erzbischof, bekam Seele und Willen von Rom her. Der Kurfürst von Sachsen war durch Wahl König von Polen geworden und verschleppte Kraft und Wohlstand seines Landes dorthin. Der Kurfürst von Brandenburg (der als König von Preußen überhaupt nicht zum Reich gehörte), besaß immer noch den schmalen, dreigeteilten Streifen deutschen Landes vom Rhein bis nach Memel und Tilsit. Der Kurfürst von Hannover, der Welfe, war durch Erbgang König von England geworden, also kümmerte er sich nicht um deutsche Belange, sondern um englische. Das übrige Gebiet des deutschen Volkes zerfiel in etwa dreißig kleine, völlig selbständige Fürstentümer und freie Städte, die sich, in der Angst um ihre Selbständigkeit, bald an den Kaiser anlehnten, bald an einen starken, deutschen Nachbarn, bald an den ausländischen, der ihnen der nächste war. Und so war keine Rede von einem deutschen Volk oder gar von deutschem Nationalstaat. Es war ein loser, überall brüchiger Staatenbund.

Es war zwar während des vergangenen Jahrhunderts, nach dem Dreißigjährigen Krieg, viel wüstgewordenes Land wieder in Kultur genommen, auch an den Rändern großer Waldungen und Heiden und in Brüchen und Mooren manches Stück Land neu unter den Pflug und die Hacke genommen. Aber es lagen noch ungeheure, wertvolle Gebiete in rohem Zustand, in Wasser und Sümpfen, in Heiden, wüstem Waldgestrüpp und wilder Weide.

Das Volk auf dem weiten Land und in vielen kleinen Städten war arm. Es gab wohl hier und da, wegen alter, glücklich bewahrter Erbrechte und zufälliger Verschonung vor Kriegsverwüstung, oder weil die Landesfürsten redliche Herren gewesen, Gebiete, wo freie Bauern auf stattlichen Höfen saßen, so im westlichen Holstein, in Teilen Hannovers, in Oberbayern. Aber die Masse, unfrei, leibeigen, lebte unter verachteten Fürsten und Herren die, über ihre Verhältnisse lebten, und unter schlechten Ministern und Verwaltern unter schwerem Abgabendruck, arm, bedrückt, ohne Stolz und Ehre. Und um jedes kleine Land und über jeden Weg lagen die Zollbäume; und an allen standen sich deutsche Menschen, mitten in Deutschland, als Feinde gegenüber. Wie war Handel und Wandel gehemmt! An wie vielen Wegen, Bächen und Toren, mitten in Deutschland, haben deutsche Menschen um eine Fuhre Eisen oder Holz, oder um einen Sack Salz in ihrem Blut gelegen!

Wo und was war damals Deutschland? Wenn damals ein Franzose oder Engländer an sein Land dachte, so dachte er: „Unser aller König! Unser aller Herr! Unser aller Schiffe! Unser aller Macht und Ehre!" Was dachte ein Deutscher? Gab es damals überhaupt kein Deutschland und deutsches Volk? Gab es noch eins?

Doch, es gab es noch!

Wo und was war es? Wenn damals ein ernster deutscher Mensch ins Sinnen kam um Deutschland und deutsches Volk, was war Deutschland und deutsches Volk? Es war die Sprache, die alle miteinander redeten! Es waren Worte wie Köln, Wien, Nürnberg, Innsbruck, Straßburg, Danzig, Hamburg. Es waren Lieder, Verse, die abends gesungen wurden, Sommers unter der Linde, Winters beim Surren der Spinnräder. Es waren uralte graue Sagen von Siegfried, vom Blocksberg mit seinen Hexen, und von einem großen deutschen Kaiser, der einst herrlich regiert und nun verzaubert in einem Berge saß. Das war damals Deutschland. Nicht mehr. Das allein war Deutschland und deutsches Volk.

Aber seht, nun . . . Nun wurde es anders! . . . Nun kam Einer!

Einer! Der ritt im abgeschabten blauen Rock, eine schlechtsitzende, ausgefranste Schärpe um den hageren Leib, gebeugt auf einem schmalen Schimmel über viele, ach, viele Schlachtfelder, und fuhr dann, nachdem er Frieden nach seinem Willen bekommen, in einer großen Kutsche, vier Bauernpferde davor, unentwegt die Sandwege entlang, von einem neugebauten Dorf zum andern, einer Domäne und Siedlung zur anderen, und stieg aus, den Krückstock in der mageren Hand, den großen Mund, dem die Zähne entfallen waren, scharf geschlossen, die großen blauen Augen mißtrauisch spähend in die Menschenaugen, über die Felder und Gräben und Dämme, und rechnete und ordnete und befahl. Und was er unternahm und befahl, das war in vielem neu in der Welt, und war klug und gerecht. Und das geschah!

Von diesem erzählte man, als er alt geworden, von Innsbruck bis Flensburg, und von den Dörfern im Elsaß bis nach Memel. Und überall waren sie stolz auf ihn und staunten und lächelten. Und erzählten Geschichten!

Und das war, nach fünfhundert Jahren Kampf, Bürgerkrieg, Schwäche und Ruin, zum erstenmal wieder gegenwärtiges, auf deutscher Erde stehendes, gesundes und wirkendes und stolzes Deutschland und deutsches Wesen. Und Ahnung einer besseren Zeit.

Fünf Grundsätze

der staatlichen Jugenderziehung in Polen.

Im Laufe einer Diskussion über Fragen der polnischen Nationalerziehung erinnert das führende polnische Regierungsblatt „*Gazeta Polska*" an die Ausführungen des *Kultusministers Swiętosławski* vor dem Sejm im Februar d. J., die damals in dem größeren politischen Zusammenhang nicht überall die gebührende Beachtung gefunden haben, und die wir deshalb noch einmal zitieren, weil sie gegenüber zahlreichen Bestrebungen, die staatliche Jugenderziehung ausschließlich *nationalen Kampfzielen* des Polentums dienstbar zu machen, einen erfreulich klaren *staatlichen* Standpunkt vertreten, der auch das kulturelle Leben der *nicht*polnischen Volksgruppen berücksichtigt. Minister Swiętosławski hat in seinen grundsätzlichen Ausführungen damals ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Erziehungsgrundsätze und Ideale nicht von der *politischen* Richtung der Regierung abhängen dürften und auch nicht von den vorherrschenden *politischen Stimmungen*. Die ganz allgemeinen und grundlegenden Prinzipien müssen stärker und dauerhafter sein als die politischen Tagesparolen, dauerhafter als die politischen Systeme der einzelnen Länder.

Der Kultusminister hat dann *fünf Grundsätze* aufgestellt, die für die Vorbereitung der Jugend zur Erfüllung ihrer staatsbürgerlichen Pflichten maßgebend sein sollen:

1. **Religiöse Erziehung** durch Entwicklung eines *tiefen religiösen Gefühls* in der Jugend, das sich auf die Grundsätze des Glaubens und der Ethik des *Christentums* stützt;

2. **Ehre und Hochachtung für die Familie** und ihre Rolle im Leben des Einzelnen und der Gesamtheit;

3. **die Liebe zum Nächsten:** dieses Gefühl darf jedoch *nicht eine hohle Phrase* bleiben; denn die Verwirklichung der Idee der Nächstenliebe verlangt vom Einzelnen die *soziale Tat* und muß zu systematischer Arbeit führen, die zur Hebung der Geltung des Menschen und zur Verwirklichung der Idee der *sozialen Gerechtigkeit* führen muß;

4. **Bindung des Jugendlichen an seine Nation und an den Staat** nach den Grundsätzen, die im Dekalog der Verfassung enthalten sind, im Sinne der Devise „salus rei publicae suprema lex", die Notwendigkeit *ständiger Wachsamkeit und Bereitschaft* für die Stärkung und Festigung der unabhängigen Existenz, die positive Einstellung zu den Aufgaben, die mit der Verteidigung und der Machtstellung des Staates verbunden sind;

5. **Herstellung eines Verhältnisses der polnischen Jugend zur nichtpolnischen Jugend und umgekehrt,** das sowohl gefühlsmäßig wie verstandesmäßig auf dem *Verständnis* der besonderen ethnographischen Struktur Polens beruhen muß, auf der Kenntnis der historischen Traditionen sowie der Bestrebungen des heutigen Polens zur Findung eines Weges dazu, daß *die polnische Staatsräson von allen Staatsbürgern verstanden wird,* unabhängig davon, welche Sprache sie sprechen. *pz.*

---

zu vertreiben. Hat er es nicht viel besser, der alte Kamerad, der nun einen Lokalwechsel vorschlägt? Denn er möchte im Café Opera, wo das verstimmte Klavier steht, Tanaka-San seine Freundin aus Fukuoka vorstellen. Als sie in Rikschahs vorgefahren sind und eintreten, begrüßt sie die kleine mollige Fumiko. Schön ist sie nicht, denkt Tanaka, aber es ist ja Krieg, und man muß froh sein, sich nicht mit apathischen Chinesinnen abquälen zu müssen. Fumiko bringt ihre Freundin Keiko mit an den Tisch, die einmal in Hiroshima gewesen ist. Sie weiß geschickt die Dialektfärbung nachzuahmen, und das Herz des Landwehrmanns blüht auf.

Am nächsten Morgen die Rückfahrt. Auf einer Ausweichstelle der Strecke kommt der Panzerzug entgegen. Tanaka-San erfährt, daß seine Station in der vergangenen Nacht überfallen worden ist. Es gelang dem Posten noch die nächste Wache zu alarmieren. Aber der Entsatz kam nicht mehr rechtzeitig. Als der Zug hält und der Landwehrmann aussteigt, sieht er die Spuren des nächtlichen Kampfes schon weitgehend beseitigt. Die Drahtverhaue werden geflickt, die Sandsäcke neu gestapelt. Manche sind schwarz und naß von dem Blut seiner Kameraden. Die neuen, die er antrifft, begrüßen ihn freudig, weil er mit den örtlichen Verhältnissen vertraut ist. So besprechen sie untereinander alles, auch die Möglichkeit eines Angriffs und seiner erfolgreichen Abwehr wird erwogen.

Als Tanaka-San einige Stunden später auf dem Postenstand über dem Bahnhofsgebäude steht, blickt er aufmerksam umher. Wie oft tat er das schon, wie oft wird er es noch tun? Von welcher Richtung schleichen die Chinesen heran? Stumm und feindlich liegt das Dorf hinter den gelben Lehmwällen. Fleißig arbeiten die Bauern auf den friedlichen Feldern. Sind es dieselben, die nachts zur Flinte greifen? Als die Ablösung kommt, erinnert sich Tanaka-San eines alten, wieder so zeitgemäßen japanischen Soldatenliedes. Zum Landsmann gewandt, rezitiert er halblaut:

„Kamerad, siehst du dort
Den immergrauen
Himmel des Festlands?
Kommt Sturm? Kommt Frost?
Oder kommt Schnee?
Unsere Leichen — wo werden sie liegen?
In China? — im Mandschuland?
Oder zerstreut auf der Ebene
Sibiriens?"

Schweigend zieht der neue Posten auf. Ein Unteroffizier und zwölf Mann. Ich kann ihre Gesichter nicht vergessen.

Nordchina, im August 1938.